

**Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen.**

Das Predigtwort für diesen Gottesdienst am 13. Sonntag nach dem Dreieinigkeitsfest steht im 6. Kapitel der Apostelgeschichte – in den Versen 1-7:

*„In diesen Tagen aber, als die Zahl der Jünger zunahm, erhob sich ein Murren unter den griechischen Juden in der Gemeinde gegen die hebräischen, weil ihre Witwen übersehen wurden bei der täglichen Versorgung. Da riefen die Zwölf die Menge der Jünger zusammen und sprachen: Es ist nicht recht, dass wir das Wort Gottes vernachlässigen und zu Tische dienen. Darum, liebe Brüder, seht euch um nach sieben Männern in eurer Mitte, die einen guten Ruf haben und voll Geistes und Weisheit sind, die wollen wir bestellen zu diesem Dienst. Wir aber wollen ganz beim Gebet und beim Dienst des Wortes bleiben. Und die Rede gefiel der ganzen Menge gut; und sie wählten Stephanus, einen Mann voll Glaubens und Heiligen Geistes, und Philippus und Prochorus und Nikanor und Timon und Parmenas und Nikolaus, den Proselyten aus Antiochia. Diese stellten sie vor die Apostel; die beteten und legten ihnen die Hände auf. Und das Wort Gottes breitete sich aus, und die Zahl der Jünger wurde sehr groß in Jerusalem. Es wurden auch viele Priester dem Glauben gehorsam.“ Amen.*

Die Gemeinde wächst.

Das Geheimnis ihres Erfolges?

Die frohmachende Botschaft von der Liebe Gottes, die den Menschen gilt und die stärker ist als der Tod!

Und was noch?

Die Konsequenz daraus: gelebte Nächstenliebe, das Wissen, Teil einer Gemeinschaft zu sein, in der Menschen einen Blick füreinander haben und nicht achtlos aneinander vorbeigehen.

Wachstum aber ist nicht nur Lohn vorangegangener Mühen, sondern immer auch neue Herausforderung. Auf Lorbeeren ausruhen ist nicht, davon erzählt dieser Bericht aus Apg 6.

Das schnelle Wachstum der Gemeinde bringt Probleme mit sich.

Irgendwann wird es dann doch ... unübersichtlich. Irgendwann sind nicht mehr alle im Blick. Irgendwann muss sich ein Mensch seine Kräfte einteilen. Er kann nicht immer überall sein, kann nicht allen alles sein, muss sich entscheiden: hier engagiere ich mich und dort, mehr geht nicht. Aber da beginnt die Gefahr, dass Menschen am Rand übersehen werden, dass Menschen übrigbleiben, für die sich keiner zuständig fühlt, Menschen, denen sich keiner zugehörig weiß. Die Zugezogenen, die Fremden und die Einsamen trifft es gern als erstes.

Unter den jüdischen Menschen in Jerusalem bilden die griechischsprachigen eine besondere Gruppe. Sie lesen die Tora auf Griechisch, nicht auf Hebräisch. Sie feiern ihre Gottesdienste für sich und selbstverständlich ebenfalls auf Griechisch, weil sie des Aramäischen und Hebräischen nicht mächtig sind - für die Alteingesessenen in Jerusalem ist das ein Unding. Aber es trennt nicht nur die Sprachbarriere, sondern auch der Verdacht, die aus den heidnischen Gebieten zugezogenen Juden könnten sich hellenistische Gewohnheiten angeeignet haben, der Umgang mit ihnen könnte also für die eigene Rechtschaffenheit nicht unproblematisch sein. So sind die Menschen dieser beiden Gruppen zwar Geschwister im Glauben, bleiben aber einander dennoch fremd. Auf Abstand wird geachtet - vor allem von Seiten der aramäischsprachigen Juden.

Wir erfahren durch das Predigtwort heute, dass sich daran mit dem Übertritt in die Familie Jesu Christi offenbar wenig ändert. Mit der Griechisch sprechenden Minderheit teilt die Mehrheit der Gemeinde augenscheinlich nicht mehr so selbstverständlich wie noch in Apostelgeschichte 4 als Wesensmerkmal christlicher Gemeinde beschrieben:

**„Es war auch keiner unter ihnen, der Mangel hatte; denn wer von ihnen Land oder Häuser hatte, verkaufte sie und brachte das Geld für das Verkaufte und legte es den Aposteln zu Füßen; und man gab einem jeden, was er nötig hatte“** (Apg 4,34f). Stattdessen lesen wir - nur zwei Kapitel weiter - von Altersarmut unter den Menschen, die ohne familiäre Absicherung in Jerusalem leben. In der Erfolgs-, weil Wachstumsgeschichte der jungen Gemeinde wächst plötzlich auch der Unmut. Der böse Vorwurf der Ungleichbehandlung wird laut. Die noch junge Gemeinde steckt in einer ernstzunehmenden Krise, die nach dem Bericht des Lukas jedoch vorbildlich gemeistert wird.

Es fängt damit an, dass die Murrenden gehört werden. Ihre Klage wird angenommen, nicht als ungerechtfertigt beiseitegeschoben. Das Problem, auf das sie aufmerksam machen wird nicht als „*Randerscheinung*“ heruntergespielt, sondern ernstgenommen.

Auch werden hier keine Schuldigen gesucht. Es wird nicht gefragt: „*Wie konnte es soweit kommen?*“ „*Wer trägt die Verantwortung dafür?*“ Keiner der Gemeindeleiter muss von seinem Amt zurücktreten, weil ihm vorgeworfen werden muss, es nicht korrekt bekleidet zu haben. Das Kollegium der Apostel sucht keinen Sündenbock, kein Bauernopfer in den eigenen Reihen. Es werden auch keine umständlichen Rechtfertigungsversuche laut. Sie geben gemeinschaftlich zu, dass ihnen dieses Problem entgangen ist, obwohl es zu ihren Aufgaben in der Gemeindeleitung gehört, darauf Acht zu haben, dass niemand ins Abseits gerät. Sie bekennen freimütig, dass sie an ihre Grenzen stoßen, mit den Aufgaben der Verkündigung mittlerweile bereits genug gefordert, wenn nicht überfordert sind. Sie geben unumwunden zu, nicht in der Lage zu sein, sich noch einen weiteren Verantwortungsbereich aufzuerlegen und sind bereit, Kompetenzen abzugeben oder zumindest zu teilen. Und es sind nicht etwa sie selbst, die nach geeigneten Kandidaten Ausschau halten und dann entscheiden: „*Du, du und Du, ihr macht das jetzt!*“ Sie suchen nicht ihnen genehme Zeitgenossen und Parteigänger, sondern lassen die Gemeinde und damit auch die Betroffenen selbst die Menschen wählen, von denen sie sich gern in diesen Belangen vertreten wissen möchten. Ein vorbildlich demokratischer Grundzug.

Am Ende sind alle sieben, die in das neue Amt berufen werden, Griechen. Ihre Namen verraten es: Stephanus und Philippus, Prochorus und Nikanor, Timon, Parmenas und Nikolaus. Mutig von der Gemeindeleitung - und durchaus bis heute nicht gerade üblich - eine Minderheit derart zu stärken. Durch das neue Amt der sieben Diakone wird ihr Einfluss steigen, aber dies wird offenbar nicht als eine Gefahr für die Mehrheit gesehen, sondern als notwendige Stärkung des bislang Schwächeren. Die diesen Dienst versehen, sollen und müssen nicht der Leitung gefallen, sondern das Vertrauen derer haben, für die ihr Dienst geschieht.

Die Aufgabe der sieben gemeindlichen Sozialarbeiter wird von den Aposteln klar benannt: den Bedürftigen **„zu Tische dienen“**, ihnen den Tisch zu decken, sie mit dem Nötigsten zu versorgen. Ihr Amt ist es, dafür Sorge und Verantwortung zu tragen, dass von nun an niemand mehr übersehen wird. Sie haben ihre Augen aufzuhalten und die Bedürftigkeit einer Gruppe von Menschen oder auch eines einzelnen Menschen vor allen zur Sprache zu bringen. Ihre Anwälte sollen sie in der Gemeinschaft der Christinnen und Christen werden, damit niemand am Rand stehenbleibe. Doch dieser Auftrag geht letztlich über die bloße Versorgung mit Lebensmitteln hinaus. Es geht nicht nur ums sattwerden, sondern es will und muss erinnert sein: Ihr seid gesehen von den Menschen und von Gott.

Von Anfang an erschöpft sich der Dienst, erschöpft sich die *Diakonia* - wie im griechischen Wortlaut des Predigttextes zu lesen ist - nicht im Tischdecken, sondern schließt den Zuspruch des Wortes Gottes mit ein. Wer in der Apostelgeschichte weiterliest, wird davon hören. Stephanus und Philippus tragen das Wort weiter, ja, sie tragen es hinaus ... bis unter Heiden. So gehört schon bei den ersten Diakonen die Wortverkündigung zur tätigen Liebe hinzu. Ihr Urbild bleibt Jesus, der sich selbst als Diener, als Diakonos bezeichnet hat. Wie könnte da unter den ihm Nachfolgenden jemals Reden und Handeln auseinanderdividiert werden?

Zur besonderen Qualifikation der gesuchten Diakone gehört es, dass sie „**einen guten Ruf haben und voll Geistes und Weisheit sind**“. Die Menschen müssen ihnen vertrauen können, darum müssen sie frei sein von jedem Verdacht, es ginge ihnen zuallererst darum, den eigenen Bauch zu füllen. Sie lassen sich in ihrem Dienst nicht etwa von persönlichem Ehrgeiz, Machtstreben oder vordergründigen Erfolg leiten und treiben, sondern von Gottes Geist. Die Geistesgegenwart in ihrem Dienst zeigt sich darin, dass sie einen Blick haben für ihre Mitmenschen und ihre Nöte, dass sie sich hellwach zeigen, sensibel und empathisch. Und ihre Weisheit zeigt sich in der Haltung der Gelassenheit und Unabhängigkeit im Denken und Handeln. Nicht Menschen fürchten sie, weder innerhalb noch außerhalb der Gemeinde, sie verlassen sich auf Gott.

Mit dem Predigtwort heute werden wir an eine Krise in der noch jungen Geschichte der Kirche erinnert. *Jede* Krise ist eine Gefahr. Sie droht den bisherigen Erfolg zu gefährden. Doch richtig angegangen wird sie sogar zu einer Chance. Davon erzählt Lukas.

Hier wird auf eine Herausforderung vorbildlich reagiert. Es wird nicht lamentiert, sondern die Situation angenommen. Es wird nicht über alle Köpfe hinweg entschieden, sondern aus der Mitte der Betroffenen heraus eine Lösung des Problems gefunden. Durch kluges und umsichtiges Handeln kann am Ende die Erfolgsgeschichte weitergehen, mehr noch, die Gemeinde wird über Jerusalem hinauswachsen, weil es diese griechischsprachigen Diakone sind, die als erste die Botschaft von der Liebe Gottes zu den Menschen aus den Mauern dieser Stadt hinaustragen zu den Menschen, die nicht dem Judentum angehören.

Und jetzt, liebe Gemeinde, ist immer noch Krise, d.h., wir stehen in Diakonie und Kirche immer noch vor Herausforderungen, die Geistesgegenwart und Weisheit erfordern. Allerdings zeigt sich die Situation jetzt grundlegend anders. Die Gemeinden bei uns wachsen nicht mehr. Sie werden immer kleiner. Das Wort Gottes findet nicht mehr, sondern immer weniger Hörerinnen und Hörer. Die Kirche verliert an Bedeutung - vielleicht auch, weil sich zu lange, zu viele nicht mehr von ihr wahrgenommen wussten?

Das Wort aus Apostelgeschichte 6 ist immer noch ein anregendes Wort, ein wichtiger Impuls für das Krisenmanagement. Auf der Suche nach neuen Problemlösungen: Bitte nicht über den Köpfen der Betroffenen entscheiden, sondern mit ihnen - durch Teilhabe, Integration, Mitverantwortung. Das sind zwar alles Begriffe der aktuellen Diskussion, doch wie Sie sehen, liebe Gemeinde, wurde schon in Jerusalem Teilhabe, Integration, Mitverantwortung gelebt und waren Teil der Erfolgsgeschichte.

Krise, liebe Gemeinde, ist fast immer.

Aber nach dem Wort heute, ist sie nicht zu fürchten, ist ihr nicht aus dem Weg zu gehen. Es gilt, sie fröhlich anzunehmen. Nur durch sie hindurch geht's in die Zukunft.

Krise bedeutet Aufbruch.

Sie lässt Neuland gewinnen, neue Lebens- und Wachstumsmöglichkeiten.

So zeigt es sich im Wirken des Diakons Jesus Christus, der der größten aller Krisen, dem Tod, nicht aus dem Weg ging, sondern sie durchstand, sie überwand - uns allen zum Leben. Davon haben wir Zeugnis abzulegen, gerade in der Art und Weise, wie wir mit Krisen umgehen - in Diakonie und Kirche, aber auch persönlich: nicht lamentieren, keine Schuldigen suchen, sondern in Wort und Tat an den erinnern, der die größte Krise meisterte, damit wir in den unseren niemals mut- und perspektivlos werden.

Werden wir nicht müde, liebe Gemeinde, in Wort und Tat zu bekennen, dass in Gott die Zukunft liegt - immer. Amen.

*Musikalisches Zwischenspiel*